

Die Sonne Satans – die Sonne Gottes

In Frankreich ist ein Buch erschienen, das einen außergewöhnlichen Erfolg hatte, obgleich es als katholisches Buch vor die Öffentlichkeit trat und ernst und streng wie ein Bußprediger zur heutigen Welt redete; es ist der Roman eines Priesters, eines „Heiligen“, der sein Leben lang gegen den „Fürsten dieser Welt“, den Teufel, kämpfte und schier alles, was dem modernen Menschen lieb und heilig ist, haßte und verachtete¹. Auch in Deutschland² hat das Buch weit über die Kreise des Katholizismus hinaus Beachtung gefunden. Dieser Erfolg ist kaum auf Rechnung der künstlerischen Qualitäten des Romans zu setzen; denn Erfolg ist nicht notwendig und nicht häufig mit künstlerischer Größe verknüpft. Und überdies fehlt dem Buche von Bernanos zu einem ganz großen Kunstwerk gerade das Entscheidende: die Gestaltung; die gewaltige Idee des Buches ist nicht in reine Form eingegangen, das Chaos ist nur halb überwunden. Es ist ein hingewühltes Buch, ein gellender Aufschrei (ob er nun echt oder hysterisch ist!), eine seelische Explosion, voll von Krampf und Leidenschaft (Leidenschaft des Verfassers!), voll von Verworrenheit und Unausgeglichenheit, von Widersprüchen und gedanklichen Absurditäten; und man leidet große Qual, bis man durch dieses Dickicht sich durchgebissen hat. Das Buch ist mit zornbebender Hand geschrieben, und aus solcher Geistesverfassung kommt kein ausgereiftes Kunstwerk.

Das Buch hat aber doch mehr als bloße Sensation erregt, seine aufrüttelnde Wirkung ist echt gewesen; denn schließlich ist es eben doch nicht die Schönheit und die Kunst als solche, die uns im Tiefsten bewegt, sondern gewisse letzte Fragen, unter denen alle Menschenherzen zittern. Wer sie zu stellen vermag, vor dem verstummt die Erde wie vor einem Richter. Das Buch, das von der „Sonne Satans“ erzählt, stellt doch furchtbare Fragen und stellt sie erschütternd eindringlich, aus dem Abgrunde einer Menschenseele herauf; es ist nicht bloße Schreibstischliteratur, sondern ein lebendiger Schrei; es hat die Augen auf sich gezogen, weil es die Welt darstellt, die Welt bis in ihre metaphysischen Tiefen hinein, bis in ihre letzten Hintergründe, bis in ihre Unendlichkeiten hinaus. Es ist ein Weltanschauungsbuch im buchstäblichen Sinne. Denn es gibt die Welt, ein Bild der Welt so, wie ein lebendiger, leidenschaftlicher, blutwarmer Mensch sie schaut; und seine Art, die Welt zu schauen, ist typisch, hat etwas Allgemeingültiges, sie ist die Weltanschauung des einen der beiden Lager, in die das Menschengeschlecht geteilt ist; das andere hat die stracks entgegengesetzte. Und so hat dieses Buch die Kraft, beiderlei Weltanschauungstypen grell zu beleuchten und die Vertreter der beiden Anschauungen bis zum Zorn und bis zu verzweifelter Abwehr zu erregen. Das Buch heißt: „Unter der Sonne Satans“, und das ist gleich die beste Bezeichnung seiner Weltanschauung; das Weltbild, das der Held des Romans in sich trägt – ob der Verfasser auch daran glaubt, ist aus seinem Buch allein nicht so

¹ Georges Bernanos, *Sous le Soleil de Satan*. Paris 1926, Plon-Nourrit et Cie.

² In deutscher Übersetzung erschienen bei Jakob Hegner in Sellaue: Georg Bernanos, *Die Sonne Satans*. Ein Roman. 1927.

leicht zu entscheiden —, zeigt die Welt in der Beleuchtung durch die Sonne Satans; die ihm entgegenstehende Weltanschauung wird man bezeichnen müssen als das „von der Sonne Gottes“ beleuchtete Weltbild.

I. Unter der Sonne Satans. Wer dieses Weltbild besitzt oder damit heimgesucht ist — denn hier stehen wir sofort im furchtbaren Bezirk schicksalhafter Anlage und Vorherbestimmung —, der steht unter dem überwältigenden Eindruck des Bösen in der Welt und in der eigenen Seele. Das Böse, ja das Dämonische, das teuflisch Böse ist wirklich da. Die Menschheit als Ganzes stellt sich in der Tat dar als eine Canaille, als ein schmutztriefendes, ekelerregendes Ungeheuer; in ihren furchtbaren Massenerscheinungen und bis in die leisesten Regungen des einzelnen Menschenherzens, ja bis in die heiligsten Gedanken hinein erscheint sie untrennbar verwurzelt, ja versilzt mit Sünde, Unlauterkeit, Lüge und Gemeinheit; die Sünde macht sich breit im öffentlichen Leben wie in heimlicher Kammer, auf der Straße und auf den Höhen der Gesellschaft, in der lauten Völkerpolitik wie in den verschwiegensten Monologen des Einzelmenschen. Sünde ist hier und dort und überall, wohin man den Blick wendet, in das eigene Herz oder auf den Mitmenschen, auf die Kinder oder auf die Eltern, auf die Hirten oder auf die Herde, auf das Volk oder auf die Kirche, auf die Laien oder auf die Priester. Sünde allüberall!

Diese Herrschaft der Sünde erscheint so grauenvoll groß, daß es nötig wird, sie ins Metaphysische hinein zu verlängern. Sie hat ihre letzte Wurzel und Quelle nicht im Menschen, sondern im gefallenem Engel, im Dämon und seinen Hilfskräften. Dort hat das Böse seinen Ursprung und seinen Höhepunkt, dort ist es bewußt und gewollt um seiner selbst willen. Von dort geht grundsätzlich nur Bosheit aus und böser Wille, Verführung und Verneinung. Und die Menschheit selbst steht annoch unter der Gewalt Satans: „Er hat uns unter seinen Füßen.“ Er ist der tatsächliche Fürst dieser Welt, der eigentliche Beherrscher des irdischen Weltlaufs. Er siegt und herrscht in den meisten Menschen, den „Weltmenschen“, ohne überhaupt kämpfen zu müssen: sie gehören ihm von vornherein; in einigen wenigen aber, den Heiligen, muß er kämpfen, und wenn er auch nicht über sie obsiegt, unter seinen Füßen hat er sie doch, als Spielball seiner Grausamkeit, als Opfer seiner Lüge und seines Hohnes. Er ist der große „Schinder“, der die Heiligen bis zum Wahnsinn peinigt. Und keiner vermag entscheidend über ihn zu siegen; im besten Falle bleibt der Kampf unentschieden.

Es ist schon eine gewisse Aufhellung dieses düstern Weltbildes, wenn man an diese Übermacht des Dämons glauben kann; denn wer vermag die Menschheit zu ertragen, wenn er denken muß, daß all dieses Grauen und diese Abscheulichkeiten, die von ihr ausgehen, in ihr selbst ihren letzten Ursprung haben? Aber wenn sie selbst ein Opfer „des Bösen“ ist, ein betrogenes, gemartertes Opferlamm Satans, dann kann man ihr wenigstens in manchen ihrer Vertreter ein mitleidiges Erbarmen entgegenbringen. Sie ist „das letzte Bollwerk, das Gott zwischen sich und den Satan geworfen hat“. Darum geht der Kampf des Teufels wider Gott stets durch die Menschheit hindurch; sie ist die Barrikade, auf die Satan springt, um Gott zu bestürmen, sie ist das Schlachtfeld, das blutüberströmte, in dem Satan seine Schützengraben anlegt, aus denen er Gott angreift. Darum eben muß die Menschheit so erbarmungs-

würdig viel leiden, äußere und innere Qualen erdulden; und am meisten müssen leiden ihre Heiligen, denn auf sie allein stürzt sich Satan wie auf die bedrohlichsten Punkte seines Bollwerks; sie werden alle zu Blutzegen. Die übrigen Menschen kann er ruhig einstweilen liegen lassen in ihrem vergänglichen und betäubenden Sündengenuß. Aber sobald einer aus seiner Betäubung aufwachen, einen leisen Widerspruch gegen die Macht der Sünde wagen möchte, beginnt gleich seine Folterung. Man hat in dieser Welt nur die Wahl zwischen der Sünde und ihren trügerischen, schließlich doch in Pein sich verkehrenden Freuden und einer lebenslangen Marter von Anfang an.

Wer das Menschenleben so sieht, in dem muß alle Lebensfreude erlöschen. Worüber könnte er noch lachen? Und was kann ihm noch eine lächelnde Freude bedeuten? Er muß mehr und mehr ausgefüllt werden von einer bis zum Wahnsinn getriebenen Furcht: Angst vor sich und vor den Mitmenschen, Angst vor jedem Gedanken, der in ihm aufsteigt, vor jedem Gefühl, das sich in ihm regt, Angst vor allem vor der Freude, und wäre es selbst die Freude an Gott. Der arme Abbé Donissan, Kaplan von Campagne und später Pfarrer von Lumbres, gelobt sich, selbst die geistliche Freude in sich zu ertönen, als ein Blendwerk des Teufels. Angst nur muß er haben, auch vor seinem heiligsten Wollen, vor seinen besten Vorsätzen, vor der Gottes- und Menschenliebe. Denn in allem nistet sich die Lüge Satans ein, alles kann eine Versuchung werden, gerade das Heilige! Und gerade für den Heiligen! Für den von Satan kampflos beherrschten Weltmenschen bedarf es gar keiner Versuchung. Er ist das widerstandslose, ja eigentlich ahnungslose Opfer des Bösen. Aber der Heilige wird grimmig bestürmt, und womit könnte der Teufel ihn betrügen? Offenbar nicht mit den Lockungen des Fleisches, nicht mit der Weltlust und mit Eitelkeiten. Ihn kann er nur täuschen und verführen mit Gebetsseifer und Gebetsstolz, mit Bußwerken, mit apostolischem Eifer, mit Demut und Liebe. Und je mehr solch ein armer Mensch (der Abbé Donissan wird kaum anders genannt als der „arme“ Priester), sich dem Heile und der Heiligkeit zu nähern scheint, um so mehr verstärkt sich der Verdacht, daß gerade er des Teufels ist oder doch von ihm betrogen. „Wie oft noch, sagt ihm Satan hohnlachend, wirst du mich streicheln und glauben, den andern (Gott) an dein Herz zu drücken!“

Was soll nun außer dieser irrsinnigen Angst in der getretenen und gehezten Menschenseele noch möglich sein an Regungen? Nur noch der Haß! Ein blinder, wütender, fanatischer Haß gegen Satan, den Peiniger, den Fronvogt, den schamlosen Lügner, den ekelhaften und aufdringlichen Mitläufer, der sich dem Menschen an die Fersen hängt als Begleiter durch das ganze Leben, ja durch das innerste und heiligste Leben. Eine unbeschreibliche Wut steht auf wider ihn und seine Machwerke und Verführungskünste. Und der arme, unbeholfene, unbegabte, aber von Angst und Haß gepeitschte Priester Donissan zieht aus, diesen Satan zu bekämpfen. „Wie ein Stier“ stürzt er sich gegen den Teufel; er will „die scheußliche Bosheit einmal, nur einmal zertreten“. Es wird sein Lebensinhalt und seine Lebensaufgabe, seine Mission, dem großen „Schinder“ die Seelen zu entreißen, sie aus des Teufels Klauen zu retten, und wenn man sie ihnen stückweise, in blutenden Fetzen entreißen müßte! Wenn nur er getroffen wird, der Fürst dieser Welt, wenn nur ihm ein Tott gespielt

wird. Menschen wie dieser zaghafte, schüchterne Priester, der sich selbst nur das Schlimmste zutraut, sind imstande, die gesamte Menschheit auf Scheiterhaufen zu verbrennen oder in Folterkammern erbarmungslos zu zerstückeln, wenn sie nur hoffen können, auf diese Weise die Seelen dem höllischen Feind zu entreißen oder vielmehr dem Satan und seiner Macht einen fühlbaren Tritt zu versetzen.

Und welches ist der Erfolg dieses leidenschaftlichen Kampfes? Gelingt es einem solchen Streiter, sich oder andere Seelen aus den Pranken des Teufels zu retten? Der Kaplan von Campagne stürzt sich wie ein wütender Stier auf den Bösen und — „trifft nur Leere und Finsternis“. Er schlägt ins Leere und vermag Satan selbst nie zu treffen. Immer und überall erhebt nur das Satanische sein Haupt, es scheint nur stolzer und frecher zu werden in dem Kampf und immer verschlagener und verlogener. Was erreicht der arme Pfarrer von Lumbres? Er gerät in grauenhafte innere Leiden, die ihn an den Rand des Wahnsinns und vielleicht schon darüber hinaus treiben. Das wäre aber nicht so schlimm, wenn er nicht immer mehr sehen und erfahren müßte, daß er selbst Satan verfallen ist, daß er selbst den teuflischen Blendwerken unterliegt, daß er geradezu an seinem eigenen Heil verzweifeln muß. Und was läge ihm auch noch daran! Er wäre ja bereit, sein Seelenheil hinzutwerfen als Einsatz, wenn er die Seelen dadurch retten könnte. Aber er wird, wie er zu erkennen glaubt, andern nicht ein Erlöser, sondern ein Verderber, er wird „ihnen ein Argernis, ein Stachel, der sich in ihr Herz bohrt“, er wird andern zum Stein des Anstoßes, an dem sie zerschellen. Gerade seine Rettungsversuche haben die arme kleine Dirne, die Mouchette, in den Selbstmord getrieben.

Und der Grund seines Mißerfolges? Er kennt ihn nur zu gut. Er, er selbst war unfähig und unwürdig zu seinem Seelsorger- und Priesteramt, von Anfang an, und das ist seine Schuld: er hat Gottes Gnaden veräußert und vergeudet, er hat dafür von Satan Gaben entgegengenommen, er hat heimlich und buhlerisch in seinem bösen Herzen Gemeinschaft mit dem Widersacher gehabt. Und Gott bestätigt diese entsetzliche Erfahrung seines Lebens gerade am Ende dieses Lebens, indem er schweigt, auch da schweigt, wo er für seinen gepeinigten Kämpfer eintreten müßte, wo der Verzweifelte ein göttliches Wunderzeichen als ein entscheidendes Gottesurteil und als letzte Rettung vor dem Verzweifeln geradezu erzwingen will. Gott überläßt ihn dem Hohn der Hölle, die den kühnen Menschen, der sich ihr zum Kampf zu stellen wagte, nur als einen armen Narren betrachtet und auslacht: „Mit einem Sturm lauten Gelächters begrüßt die fröhliche Hölle das kindliche, kaum verständliche Wort, die kunstlos wirre Gegenwehr“ des Menschen, der sich ihr zum Kampf stellte. „Wir sind besiegt, sage ich Ihnen, besiegt! Besiegt!“ Das ist die Verzweiflung des Heiligen! In diese Verzweiflung fühlt er sich am Schluß aller seiner Mühen rettungslos hineingetrieben, und auch diese Verzweiflung ist selbstverständlich wieder satanische Sünde: „Das einzige Geschenk, das Satan machen kann, seine Verzweiflung, unaussprechlich für ein Menschenherz.“ Und er nimmt sie an, diese höllische Gabel! Sünde also vorn und hinten, am Anfang und am Ende, überall, ob der arme Priester es gut meint oder schlecht, immer ist er betrogen und unter Satans Füßen. Denn er, der „Heilige“, hat Satan selbst in sein Herz eingelassen, gerade in dem, worin er ihn schlagen wollte,

im Haß! Es gibt Augenblicke, wo er das deutlich fühlt, wo ihm selbst zum Bewußtsein kommt, daß „Gott sich nur der Liebe gibt“, daß er dagegen „den letzten Ruf des Erbarmens überhört hat, daß er ihn nicht hören wollte aus Haß und Verzweiflung“. Ist das nicht der Gipfel von Betrogenheit, daß Satan sich uns zeigt und unsern wilden Ansturm auf sich lenkt, damit wir gerade da ins Leere fallen, wo wir die Leere vernichten möchten, daß er uns mit Angst vor der Sünde erfüllt, nur um in dieser Angst uns zu fesseln und so erst recht der Sünde auszuliefern, daß er den lodernden Haß wider ihn selbst in uns entzündet, nur um in diesem Feuer das Feuer der Hölle in unsere Seele zu werfen? „Ich habe die Sünde gehaßt“, muß der arme Priester bekennen, „und dann das Leben selbst.“ Dieser Haß wider das Leben ist gerade die Sünde, durch die er Satan Gewalt über sich gab; sein Haß strahlt aus, unwillkürlich und fast unwissentlich: Mit Haß und Ekel ist er im Beichtstuhl gesessen, mit Haß und Ekel steht er die sündige Mouchette an, in der die Sünden einer langen Ahnenreihe auf- und überquellen. Mit Haß und Geringschätzung — er selbst erschrickt freilich vor solcher Gesinnung — steht er zuerst seinen Pfarrherrn an, weil der die Schönheit und die feine Lebenskultur liebt, und dann den Nachbarpfarrer, weil der eine Charakterlosigkeit ist. O Gott, wo soll er hin mit seinem unbändigen und grausam schmerzlichen Haß, wenn er nicht einmal den Teufel und das Teuflische und das dem Teufel Verfallene hassen darf? Ist es ihm nicht einmal erlaubt, das schal gewordene Salz der Erde zu zertreten, diese feigen, verräterischen Priester, die um die Gunst der ungläubigen Zyniker buhlen, diese bequemen, satten Tiere, die der modernen Sündenkultur zahm aus der Hand fressen? Die von der Hölle selbst kaum eines verächtlichen Blickes gewürdigt werden, so daß man sich ihrer sogar vor dem Teufel schämen muß! Soll man sie vielleicht gar noch lieben und verstehen und dulden? Aber das wäre doch ein Paktieren mit dem Teufel! Und doch, indem er sie haßt und verachtet, paktiert er auch mit dem Teufel! O Wahnsinn!

Freilich, einen Trost sucht sich der arme verhöhnte Pfarrer zu retten in seiner „letzten, zum ewigen Richter erhobenen Klage“: „Dein Widersacher aus Spott und Hohn! Er hat uns alles genommen, er hat uns ganz nackt gemacht, und ruchlose Worte legt er uns in den Mund. Aber das Leiden bleibt uns, unser gemeinsames Teil mit dir, das Zeichen unserer Auserwähltheit, das wir von unsern Vätern ererbt haben... Selbst der niedrigste Mensch nimmt sein Geheimnis mit sich, das Geheimnis des Leids, des reinigenden wirkamen Leids. Denn dein Leid ist unwirksam, Satan! Und ich stehe jetzt da, wohin du mich geführt hast, bereit, deinen letzten Schlag zu empfangen. Ich bin nur ein armer, recht einfacher Priester, mit dem deine böse List eine kurze Weile gespielt hat und der wie ein leichter Stein vor deinen Füßen ist. Wer kann es an List mit dir aufnehmen? ... Gleichviel, gleichviel! Entblöße mich! Laß mir nichts mehr übrig! Nach mir wird ein anderer und wieder ein anderer über die Zeiten hinweg denselben Schrei erheben, in den Armen das Kreuz... Das Zeugnis der Heiligen ist wie mit glühenden Zangen aus lebendigem Leib herausgerissen.“

Dieser letzte Trost des Pfarrers von Lumbres ist jedenfalls heldenhaft und ergreifend; wer möchte ihn dem Sterbenden nicht gönnen? Aber solch ein Trost gehört nicht in seine Welt. Gut, daß er stirbt! Denn sonst müßte er

auch diesem letzten Trost wieder mißtrauen, ihn als Blendwerk des bösen Feindes aus seinem Herzen reißen. In der Welt, die von der Sonne Satans beschienen ist, kann keine Tröstung Bestand haben; denn alles ist durchtränkt von der List des arglistigsten Geschöpfes. Die letzten Gedanken des armen Pfarrers stammten schon aus einer andern Welt, der Welt, die von Gottes Sonne beschienen ist.

Es ist wahr, in dem Buche von Bernanos ist die Konsequenz auf die Spitze getrieben: die Welt unter der Sonne Satans ist mit unbarmherziger Deutlichkeit bis in ihre dunkelsten Abgründe und Versteigenheiten gezeigt. Aber sein Weltbild ist doch nicht bloß eine absurde Konstruktion, eine bis zum Grauenvollen und zum Lächerlichen getriebene Folgerichtigkeit einer umdüsterten Phantasie. Auch wenn der Dichter dieses Buches nicht selbst hinter der Gestalt seines Helden stehen sollte, was ziemlich zweifelhaft ist, so gibt es doch wahrlich genug Menschen, die dieses furchtbare Weltbild in ihrer Seele tragen, wenn sie auch selbstverständlich nicht alle so konsequent, so schrecklich geradlinig denken und fühlen. Allerdings, das wird man zugeben müssen: die größere Folgerichtigkeit findet sich meist bei den Menschen dieses Weltbildes. Unter ihnen finden sich gewöhnlich die Fanatiker einer Idee, und es ist stets eine düstere Idee, eine wie eine Fackel in der Finsternis lohende Idee, die sie mit hartem Antlitz in die Welt schleudern. Die Sonne Satans war es, von deren grauenvollem Schein erschreckt die großen Revolutionäre und Reformer, die flammenden Ankläger der Menschheit, die düstern Bußprediger und die Propheten der Strafgerichte, die angstbebenden Inquisitoren und Götzenzertrümmerer auszogen, um ein Weltgericht zu veranstalten. Die Menschheit verdankt ihnen unsäglich Schrecknisse und Greuel, aber auch unendlich viel ernste Einklehr und Aufschwung und Heil. Diese Menschen, welche die Sonne Satans leuchten sahen, waren die schrecklichen Ackerleute, die die menschlichen Gemüther immer wieder zerrissen mit unbarmherziger Pflugschar — sonst wären sie längst allenthalben zu unempfindlichem Stein verhärtet.

II. Unter der Sonne Gottes. Wem diese Sonne scheint, der sieht die gleiche Welt, hat den gleichen Christenglauben, bekennt sich zur selben Kirche wie der Priester Donissan. Und doch ist sein Weltbild ein ganz anderes; er sieht eben die Wirklichkeit anders, und so gestaltet er sie auch anders. In diesem Weltbild sieht man Gottes Größe und Allmacht und Güte in der Mitte aller Dinge. Alles ist von Gott gewollt und geschaffen oder auch nur gefügt und geduldet; jedenfalls ist alles in seiner Hand, und von seiner Güte gelenkt strömen auch die Finsternisse ihren dunklen Weg zu lichten Zwecken. Wolken verhüllen zuweilen auch den Himmel dieser Welt, aber sie kommen und vergehen wie die leichten weißen Nebel an dem Frühlingshimmel. Auch diese Welt ist vom Leid erfüllt, von geheimnisvollen und grauenhaften Qualen. Aber man braucht bei diesen Leiden nicht immer nur an Strafen des richtenden Gottes, an Sündenschuld oder an satanische Schinderei zu denken; und wenn auch die Heiligen Gottes am meisten leiden, so kommt ihr Leid nicht von einem grausamen Spiel, das Satan mit ihnen treibt, sondern ist die Offenbarung und Auswirkung einer unbegreiflichen Liebe Gottes: es ist mystisches Liebesleid, in dem Gott und die Seele sich vereinigen und nicht ein Zerdrücktwerden zwischen zwei feindlichen Gewalten.

Und die Sünde? Ja, sie ist in der Welt und sie ist ein Geheimnis, ein Abgrund und eine Hölle. Aber sie hat nicht mehr Macht, als ein böswilliger Mensch aus freien Stücken sie Macht über sich selbst gewinnen lassen will, und zuletzt hat sie nicht mehr Macht, als ein weiser und erbarmender Gott es duldet. Und man kann ihr wohl aus dem Wege gehen, man kann ihr ganz gewiß siegreich widerstehen. Sie ist nicht wie der Abgrund zu beiden Seiten eines Turmseiles, über das wir taumelnd gehen müßten; unser Weg ist nicht wie eines scharfen Messers Schneide, wo uns entweder Absturz oder Zerfleischung droht. Und mit wachsendem guten Willen entfernt sich der Mensch von der Sünde, statt ihr erst recht zu verfallen, und man darf schon an die Echtheit eines solchen guten Willens glauben; er braucht nicht immer eine eitle Selbsttäuschung oder eine verblendete Selbstbeschönigung zu sein. Nein, die Welt ist im ganzen hell und froh, und ein gutmeinender Mensch braucht nicht Tag und Nacht zu zittern vor unberechenbaren und unvermeidlichen Verlockungen und Fallstricken. Es kann vorkommen, daß einer jahrelang nicht an Sünde zu denken braucht, wenn auch selbstverständlich das Bewußtsein der eigenen Schwäche und Unwürdigkeit immer gewisser und immer schmerzlicher wird. Aber dieses Bewußtsein stammt dann nicht aus einer zermalmenden und zermürbenden Selbstzerfleischung, sondern aus der anbetenden Betrachtung Gottes, des allein Großen und Guten, vor dem wir nichts sind, und mit Freuden nichts sind. Unsere Sünde ist da nicht so sehr der Anbruch unendlicher Nacht, sondern der äußerste Saum eines beginnenden Lichtmeeres, des Lichtes der göttlichen Erbarmungen. Die Sonne Satans weist von der Sünde aus hinein in die sich übersteigernde, ins Unendliche wachsende Sünde, die Sonne Gottes zeigt in der umgekehrten Richtung, in die sich übersteigernde unendliche Liebe. Dort ist die Sünde der Vordergrund eines Nachtstückes, hier ist sie der entweichende Hintergrund einer Tageshelle.

Man braucht also in dieser Welt auch nicht ständig mit weit aufgerissenen Augen eines ewig wachen Mißtrauens herumzugehen; man darf wohl Gott trauen und sogar auch seinen Geschöpfen: den zahllosen Lichtengeln, die er schuf, der Freude und dem Klang und der Farbe und dem Wind und dem Wasser und dem Frühling und den Früchten und den Tieren, ja auch den Menschen. Und auch dem Menschenherzen, seinen Gefühlen und seinen Tröstungen, seinen Harmonien und seinen Erlebnissen. Man hat nicht immer und in jedem Falle nötig, zu ersticken, was sich wohligh und warm in unser Herz hineinschmeichelt. Die feinen Formen künstlerischen und weise abgewogenen Lebensgenusses, wie sie der alte Pfarrer von Campagne, der Abbé Menou-Segraais, pflegte, sind nicht ohne weiteres schlecht und verächtlich zu nennen; das Wissen ist nicht immer Hochmut, und das Dichten und Singen ist nicht immer sträflicher Leichtsinns am Rand der gähnenden Hölle. Und nicht alles, was Anton Saint-Marin (Anatole France) in der nächtlichen Kirche von Lumbres fühlt und sinnt, während der tote Heilige im Beichtstuhl lehnt, noch im Tod die Füße krampfhaft gegen die Schwelle gestemmt, ist frivole und ekelhafte Lästerung; es sind auch Spuren froher Schönheit darin. Und du selbst, du schwer mit Traurigkeit beladener Priester, du hast doch auch lichte Augenblicke gehabt, wo deine gedrückte Seele aufjubeln wollte in Freude, wo ein unfassbarer Friede sich auf dich herabsenken wollte — nein, das war nicht gleich Verrat und Fahnenflucht!

So ist es also möglich, mit offenen zuversichtlichen Augen und mit warmem Herzen durch diese Welt zu gehen. Auch der Heilige wird nicht jeden Augenblick seines Lebens von glühenden Zangen zerrissen, und die Kämpfer Gottes haben doch auch noch eine andere Gestalt als die eines Steines, mit dem Satan seine hohnlachende Kurzweil treibt. Man kann also in dieser Welt wohl Freude und Friede genießen und sogar nach mehr Freude verlangen: man darf sie segnen und ins Herz schließen. Und auch in den Menschen darf man mehr sehen als arme Betrogene, die wie eine dumme Herde von Satan in die Hölle getrieben werden. Es ist auch Gutes in ihnen, Strahlendes, ja Entzückendes: die leuchtenden Augen ihrer Kinder, die hellen Träume und Visionen ihrer Jünglinge und Jungfrauen, die treue Arbeit und tragende Kraft ihrer Männer und Frauen, die Opferwilligkeit ihrer Helden und die Stille und Einsamkeit in ihren großen Betern — ja, da ist viel Großes und Wunderbares, und vor all dem hat das Böse in der Welt eigentlich so gut wie nichts zu bedeuten, es verschwindet wie eine Wolke, die über den Sommerhimmel fliegt; wer läßt sich von ihr im Ernst den Sommertag vergrämen?

Freilich, unsere düstern Chroniken erzählen meist nur Grauenhaftes: von stürzenden Meteoren und wilden Kometen, die durch die Welt fahren, von Feuersbrünsten und Schmutzfluten und Tränenströmen: die Weltgeschichte, die wir aus den entsetzten Aufzeichnungen trauernder Einsiedler kennen lernen, ist ein Gemisch von Unsinn, Lüge, Gemeinheit und Qual: das ist wahr. Aber das alles ist doch nur eine Ansicht der Welt, ein Ausschnitt, eben ihre Chronique scandaleuse. Und es ist doch unleugbar, daß es außer den fallenden und flammenden Kometen noch fröhliche Morgen- und Abendsterne gibt und wärmende Sonnen — sie sind sogar in der Überzahl. Es bleibt doch wahr, daß auch Freudentränen geweint werden und daß die tiefen Wasser, welche das Menschenleben bedecken, zuweilen auch in einer überirdischen blaublauen Schönheit leuchten: sie sind nicht lauter Schlammfluten. Ja man kann sagen — wenn man die Sonne Gottes leuchten sieht —, daß alle jene Finsternisse nur am Rande der Welt hinfliegen, in ihrer Mitte sind sie nicht, dort leuchtet das Licht. In der Mitte der Welt, wo Gott ist, in der Mitte der Seele, wo immer wieder und immer noch ein göttlicher Lichtfunke glimmt, und wäre es auch in dem armen kleinen Hascherl einer Mouchette. Ja man könnte beinahe sagen: die Sonne Satans beleuchtet nur die äußern Ränder der Welt, also liegt sie eigentlich weitab von der Welt. Die Sonne Gottes aber leuchtet von der Mitte hinaus, wenn sie auch den weit entfernten Rand nicht ganz aufhellt, dafür ist sie aber in der Mitte; sie gehört der Welt unvergleichlich mehr und innerlicher und unverlierbarer an als die Sonne Satans.

Hat nicht selbst der von furchtbaren Nachtszenen geängstigte Kaplan Donissan es einmal geahnt, daß die Welt eigentlich hell ist, nicht nachbedeckt? Nach der schrecklichsten Nacht seines Lebens, da er mit dem Teufel in sichtbarer Gestalt gerungen hatte, in einem Kampf, wie er nur in Wahnsinnsnächten sich abspielt, da geht er hinter dem armen Steinbrucharbeiter her, der ihn führt; da erlebt er die schönste Stunde seines Lebens, und es ist die wundervollste Stelle in dem Buch des Dichters Bernanos, die es erzählt: „Diese plötzlich entdeckte Seele (des Steinbrechers) erfüllte ihn (den Kaplan) mit Ehrfurcht und Liebe. Es war eine einfache, geschichtslose Seele, wachsam, alltäglich,

armseligen Sorgen hingegeben. Aber sie war von strahlender Demut wie vom Widerschein eines himmlischen Lichtes überströmt. Welche Lehre für den armen, von Angst besessenen und gequälten Priester, diesen Gerechten entdeckt zu haben, der, von allen und auch von sich selbst nicht gekannt, seinem Schicksal, seinen Pflichten, den bescheidenen Liebhabereien seines Lebens unter dem Auge Gottes sich anheimgab. Und ohne daß er ihn rief, kam ihm ein Gedanke, der neben der Ehrfurcht und der Liebe noch etwas wie Furcht in ihm wachsen ließ: war nicht vor diesem Menschen, vor ihm allein der andere (Satan) geflohen?... War es denn möglich, daß dieser von Gott Geliebte, dieser Armste unter den Armen mitten unter der Menge, unter den Nohesten, Zeuge so vieler Laster, die er in seiner Einfalt nicht richtete — war es möglich, daß dieser Freund Gottes, dieser Arme unter den Armen, seinen geraden Sinn und seine Kindlichkeit in dem Maß sich bewahrt hatte, daß er das Bild eines andern Handwerkers erstehen ließ, der nicht weniger ruhmlos und verkannt war: den dörflichen Zimmermann, den Beschützer der Himmelskönigin, den Gerechten, der den Erlöser von Angesicht zu Angesicht sah und dessen Hand am Hobel nicht zitterte, der darauf bedacht war, seine Kundschaft zu befriedigen und ehrlich sein Brot zu verdienen?“

Kaplan Donissan glaubte in jener Stunde die größte Gnade seines Lebens empfangen zu haben — daß er eine auserwählte Menschenseele hatte schauen dürfen, wie sie war. Und er hatte recht, es war die Gnadenstunde seines Lebens: er hatte einmal einen tiefen Blick tun dürfen in das Land, das unter der Sonne Gottes liegt. Aber es blieb nur ein Blick und diese Morgenstunde eine Episode, die in seinem Leben nicht Frucht trug, die ihn nicht befreite von dem qualvollen, krampfhaften Anstemmen gegen den Satan: „Dieser Priester, der den Frieden nie kennen wird, ist dazu ausersehen, ihn bloß den andern zu spenden. Für die Sünder allein ist er ausgesandt. Der Heilige von Lumbres geht seinen Weg unter Qualen und Tränen.“

Und auf der andern Seite der demütige Steinbrecher, der „in seiner Einfalt nicht richtete“, was wußte er von Satan und von Sündern und der entsetzlichen Lage der Seelen? Er hat sich nie in seinem Leben einen Kummer darob gemacht, und doch war er gezeichnet mit dem Siegel der Auserwählten; ja wirklich vor ihm, nicht vor dem unter seiner Verantwortung zusammenbrechenden Priester war Satan geflohen. Es ist also nicht nur möglich und erlaubt, in dieser Welt Satan geradezu zu vergessen, wie der Steinbrecher es tat: es ist auch die beste Taktik, ihn zu übersehen oder mit überlegener Freiheit und Unbefangenheit über das Böse hinweg zur Tagesordnung, das ist zur Ordnung des Lichtes überzugehen. Das wäre eigentlich jenes vernichtende Mitleid, zu dem selbst der Kaplan in seinem nächtlichen Kampf mit dem Teufel für einige Augenblicke den Weg fand. Unter diesem Mitleid wurde dem Fürsten dieser Welt ganz schwach zu Mute; unter dieser Distanzhaltung unbefangener Überlegenheit sank er zusammen wie eine leere Hülse und lag ohnmächtig vor dem Manne Gottes. Und er bleibt machtlos liegen, solange diese freie Überlegenheit währt: „Ich sehe dich, sagte der Priester zu Satan, ich sehe dich unter deinem Leid zermalmt bis an die Grenze des Vernichtetseins — aber es wird dir nicht bewilligt werden, du gequältes Geschöpf!“ Bei diesem letzten Wort rollte das Scheusal kopfüber die Böschung hinab auf die Straße und wälzte

sich im Schmutz, von entsegenerregenden Krämpfen geschüttelt. Dann erstarrte es, die Hüften waren wütend gebogen, es stand auf Kopf und Fersen wie ein vom Starrkrampf Befallener. Und endlich erhob sich seine Stimme, durchdringend, scharf und kläglich: „Genug, genug, geweihter Hund, du Schinder! Wer hat dir beigebracht, gesalbte Bestie, daß wir das Mitleid von allem auf der Welt am meisten fürchten?“ Der Kaplan aber ließ sich alsbald wieder von seinem stiermäßigen Haß fortreißen. Und „Gott gibt sich nur der Liebe“! Nicht einmal den Satan bekämpft der Heilige, wenn er siegreich bleiben will, mit Haß, sondern mit seinem Gottvertrauen, mit seinem Erbarmen, mit seiner kindlichen Unbefangenheit, mit seinem Mut und seinem Lachen. Vor dem ahnungslosen Kind, wie es der Steinbrecher ist, flieht Satan; und vor dem, der in Gottes Liebe ganz zutraulich geworden ist wie ein Kind auf dem Schoße der Mutter, vor dem ist das Reich des Bösen machtlos wie eine nächtliche Spukgeschichte.

Auch unter der Sonne Gottes gibt es also einen Kampf wider den Satan. Aber es ist ein Kampf von einer seltsamen Art, ein Kampf ohne Angriff, ein Kampf ohne Gewalt und Krampf, ein Kampf in ungetrübtem Herzensfrieden, ein Kampf in Freude. Das Böse wird ganz einfach bekämpft durch Erschaffung des Guten, die Finsternis wird einfach überwunden durch Entzünden des Lichtes. Es gibt da kein entsetztes Hineinstarren in die Finsternis. Man braucht sie nicht einmal zu sehen oder zu beobachten, auch ein Mensch, und gerade er, der einfach Licht schafft, ohne von der Finsternis etwas zu wissen, vertreibt die Finsternis. Es bedarf hier keines Dreinschlagens, keines Polterns und Schimpfens, keiner Drohung und Schmähung, mit der man den Sünder erweichen und die Sünde zermalmen möchte. Sünder werden nur weich an der Flamme des Guten selbst; aber ein scheltender Mensch, ein leidenschaftlich erzürnter Priester, ein Beichtvater, der den Gefallenen seine Verachtung, sein Mißtrauen und seine Hoffnungslosigkeit fühlen läßt, der ist in diesem Augenblicke eben nicht gut, sondern von Satan überwunden oder betrogen, den er zertreten will.

Der Mensch, der die Sonne Satans leuchten sieht, ist imstande, den Weltacker aufzureißen mit eiserner Pflugschar, die hart und grausam durch die Erde wühlt. Aber säen, das Leben selbst in die Furchen säen, das kann er nicht; das kann nur ein Mensch, der von Gottes Sonne warm und reich geworden ist. Leise wie ein Lichtstrahl und unmerklich wie keimendes Leben, so erzeugt er Helles und Lebendiges. Diese Menschen sind es, welche der Erde wahrhaft wohlgetan haben, nicht schmeichlerisch und weichlich, wie ihre Widersacher meinen, sondern ernst, stark und wahrhaftig. Sie sind es, welche das Leben der Menschheit befruchten mit Geist, welche die Seelen befreien und erlösen, welche den Himmel bauen und die Seligkeit vorbereiten in den Herzen, welche die Lebendigen Kräfte aufwecken und das fröhliche, das dank sagende, das schenkende und helfende Heldentum, dieses größte und schönste Heldentum erzeugen. Die Welt verdankt ihnen mehr als den andern, aber — notwendig sind sie wohl beide: die Martyrer des Teufelsgedankens und die Martyrer des Gottesgedankens.

So hat denn auch die Frage keinen rechten Sinn: Welches der beiden Weltbilder ist das richtige und wahre? Wahr sind sie beide, denn beide meinen und

bedeuten die eine wirkliche Welt; verschieden ist nur die Art, wie sie entstehen, verschieden ist die Blickrichtung, mit der sie die Welt ansehen. Was von der einen Seite als wirre Sinnlosigkeit erscheint, kann von der andern Seite gesehen als Offenbarung göttlicher Weisheit sich darstellen. Verschieden ist auch die Bauanlage der Seelen, die verschiedene Ausichten auf die Welt bedingt, eine verschiedene Art, offen zu stehen. Das Leben der einen spielt sich auf der innern Seite einer gekrümmten Oberfläche ab, das der andern auf der Außenseite. Der Raum der ersteren ist also nur zugänglich wie durch schmale Ritzen und enge Türen, die letzteren liegen wie im Freien und brauchen keine Türen, sie sind offen nach allen Seiten. In die „Geschlossenen“ kann die Welt nur wie in Bruchstücken eindringen, immer nur eins um das andere: sie sind die Menschen einseitiger, aber starker Teilansichten; auch für die Abfälle der Welt, ihren verfliegenden Staub sind sie leicht zugänglich. In die „Offenen“ aber geht immer das Ganze der Welt auf einmal ein, oder vielmehr sie sind von diesem Ganzen umwölbt wie von einem hohen Himmel. Einzelnes, auch wenn es wichtig ist, wird von ihnen leicht übersehen, aber dafür besitzen sie die großen Linien der Welt, ihren Schwung und ihren Umlauf, ihre Handlung und ihre Melodie.

Unter den Seelen, welche abgeschlossen sind gegen das Ganze und nur für Teile erreichbar sind durch Fenster und Türen, gibt es wieder zwei verschiedene Arten, ganz entgegengesetzt: die meisten sind nur von sich selbst begrenzt, gesättigt und ausgefüllt, und alle ihre Türen sind nutzlos, weil doch nichts mehr in sie hineingeht. Das sind entweder die geistig „Eingeengten“, die Oberflächlichen, oder die krassen Egoisten, die nur eine Größe gelten lassen, die eigene, die nur in einem groß sind, in der Befriedigung des eigenen Ich; wenn auch dieses Ich und seine Befriedigung wieder von sehr verschiedenem Ausmaß sein können. Die „Geschlossenen“ der entgegengesetzten Art — und Abbé Donissan war von dieser Art — sind außergewöhnlich tiefe und starke Naturen; sie sind nicht gesättigt und auch nicht zu sättigen. Sie wissen von ihrer eigenen Minderwertigkeit, Schwäche, Hohlheit und Brüchigkeit — nichts wissen sie so überzeugt wie dieses — und sie arbeiten mit fiebernder Hast, diese Leere auszufüllen; sie stopfen in sich hinein, was sie eben erraffen können: Wissen, Wirken, Macht, Wunder, Verdienst, alles werfen sie mit heißen Händen und wachsender Verzweiflung in den engen Schlund, der zu ihrer Seele führt. Ihr Ziel ist, endlich eines Tages mit sich selbst zufrieden sein zu können; dann müßte auch Gott mit ihnen zufrieden sein. Aber es sind doch immer nur Bruchstücke des Wirklichen und oft genug nur Geröll und Sand, womit sie sich sättigen wollen. Sie leiden also in steigendem Grade nicht nur unter der Minderwertigkeit und Schlechtigkeit der Mitmenschen, sondern erst recht unter der eigenen Feigheit, Lüge und Sünde. Und so wird ihr Antlitz hart, ihr Auge düster, ihr Mund schmal und gepreßt. Kein sorglos fröhliches Wort, kein Jubel und keine Dankagung kommt mehr von ihren Lippen; kein Lob und keine Liebe kann man von ihnen erfahren.

Aber die andern, deren Seele im Freien ist, die vielmehr selbst ein freies Land ist, vom Himmel unmittelbar überwölbt, die sehen ja freilich auch ihr kleinwinziges Sein unter dem riesenweiten Himmel; aber sie lassen ihre Winzigkeit gelten, vergessen sie sogar im Hinaufschauen zum hohen Firmament. Sie tragen

ihre leeren Hände und ihre leeren Herzen hin zu Gott und sagen ihm: Wir danken dir für deine große Herrlichkeit, wir danken dir, daß wenigstens du groß bist und daß deine Werke wunderbar sind, daß deine Heiligen immer noch zahlreich sind, daß deine Kinder schön und liebenswert sind, daß deine Nächte sternenhell und manchmal schwarz und abgründig sind, daß deine Geheimnisse und Ratschlüsse unerforschlich groß und deine Erbarmungen unbegreiflich gütig sind. Wir danken dir! Und siehe, bei all dem haben solche Menschen noch nichts von einem Kampf und einer Drohung und einem Zorngericht gesagt: sie werden es auch nicht tun. Sie, die selbst in Zöllnern eine Gerechtigkeit erspähen, um derentwillen sie dem Vater danken, der im Himmel ist, sie werden auch zu Zöllnern und Dirnen, zu schlechten Priestern und heuchlerischen Christen, zu lügenden Reichkindern und zu grausamen Geizhalsen noch ein Wort ruhigen und geduldigen, ja lächelnden Ertragens sprechen können.

So zerfallen selbst die Auserwählten, die Gottes Siegel tragen, wieder in zwei widersprechende Lager, sind wie zwei ungleiche Brüder: Cain und Abel, Jakob und Esau haben sich in ihnen fortgepflanzt; den einen scheint die düstere, bleiche, freudlose Sonne Satans, den andern die lachende Sonne Gottes; die einen gleichen dem armen, eifernden und selbst unsäglich gepeinigten Abbé Donissan, die andern dem demütig schweigenden und von wundersamem Frieden erfüllten Steinbrecher, „dem Zeugen so vieler Laster, die er in seiner Einfalt nicht richtet“. Beide aber „verbindet eine enge, eine himmlische Freundschaft, eine Freundschaft von himmlischem Glanz miteinander, hat sie gewiß schon immer verbunden“, wenn sie sich auch auf Erden meist nicht erkennen. Aber sie sind zwei Auserwählte, und sie werden dereinst, wenigstens drüben, sich treffen und erkennen: „So treffen sich zwei Auserwählte, die füreinander geboren sind, an einem leuchtenden Morgen in den Gärten des Paradieses.“

Peter Rippert S. J.